

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seefiger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Und so kam der Mai. Die Saaten schossen in die Höhe, die braunen Felder wurden grün. Die Hirsen blühten, und im Park schlugen des Abends die ersten Nachtigallen. August Knorrek konnte wieder ein wenig aufatmen. Die Kartoffeln sahen im Boden, und die Rüben waren noch nicht weit genug, daß sie gezogen werden konnten. Wenn das Wetter weiter so günstig blieb, konnte Brißlawe in diesem Jahre dreißig Prozent Brutto abwerfen. Um diese Zeit fuhr Fritz von Winkelberg nach Hamburg, um seine Frau und sein Töchterlein heimzuholen. Da er in der Eile vergaß, sich jeden feierlichen Empfang zu verbitten, traf August Knorrek sofort seine Vorbereitungen. Karl Kuppert, der Förster, mußte zwei Fuder Tannengrün hergeben, so schwer's ihm auch wurde. Moriz Gassel dagegen übte mit seinen Kindern gerne einen dreistimmigen Begrüßungs- gesang ein. Sebalduß Pohl wurde von August Knorrek nicht in Anspruch genommen. Darüber war er wütend. Thomas Hauschild holte buntes Papier und ein rotes Schild mit den weißen Buchstaben WILLKOMMEN! aus Zdurotschin und kaufte auch ein paar Böllerschüsse. Eine Klot von Wasser ergoß sich unter Frau Knorrecks Aufsicht über die Zimmer des alten Schlosses. Vor dem Hektor erhob sich ein grüner Triumphbogen. Sogar die sechs Dorfmusikanten, die bei Franz Wiegelt zu jedem Tanzvergügen aufspielten, wurden von August Knorrek bestellt.

Und als erst das Telegramm kam, das Daniel Zpuppad mit der Kutsche nach Luschelau beordnete, da sprang die Kunde wie ein Lauffeuer durch das Dorf. Moriz Gassel zog mit seinen Schulkindern auf, die Musikanten kamen angerückt, und vor der Schloßterrasse, auf der zwei blumengeschmückte Stühle standen, drängte sich ganz Brißlawe zusammen. August Knorrek hatte sich mit Hedwig unter dem Triumphbogen aufgestellt, hinter ihm die Diensteute im Sonntagsstaat.

Als die Kutsche endlich um die Ecke bog und im schlanken Trabe die Dorfstraße heraufkam, da begann ein lautes, ungeordnetes Vivatschreien, daß Moriz Gassel die Ohren gellten. Aber er sah nur zu Hedwig hinüber, die ein weißes Kleid anhatte und einen Strauß blutroter Rosen in der Hand hielt.

„Knorrek!“ rief Fritz von Winkelberg, der sofort aus der Kutsche sprang. „Solch einen Aufstand!“

„Befehlen der Herr Baron?“ fragte August Knorrek bestürzt.

„Nichts, nichts!“ sprach Fritz von Winkelberg und wandte sich an seine Frau, die schön und bleich, von der

langen Fahrt ermattet, in den Postern lehnte. „Bist du imstande, das noch über dich ergehen zu lassen?“

Sie nickte lächelnd, denn sie sah in seinen Augen, daß er sich im tiefsten Herzen über diesen frohen Empfang freute.

Hedwig überreichte die Rosen und sprach ein paar Reime. Die bleiche Baronin vergrub ihr Gesicht in die kühlen, düftenden Blütenblätter und reichte Hedwig die feine Hand. Dann sangen die Schulkinder, worüber sich besonders die kleine dreijährige Cäcilie, die artig und selbstbewußt neben der Mutter saß, freute. Unter den Klängen der Musik geleitete Fritz von Winkelberg seine zarte Frau auf die Terrasse, wo August Knorrek ein dreimaliges Vivat hoch! ausbrachte. Dazu bliesen die Musikanten Tusch, und der alte Förster brannte die vier Kanonenschläge ab.

Und bei jedem Krach fuhr die blaße Frau zusammen. Sie wandte sich an den Baron und bat um seinen Arm. An der Treppe wurden sie von Frau Knorrek empfangen. Hedwig ging mit Cäcilie voran und mühte sich vergeblich, das englische Gepolde des Kindes zu verstehen. Um so besser verständigten sie sich durch Blicke.

Am nächsten Morgen mußte Daniel Zpuppad nach Zdurotschin fahren und Doktor Bielschowsky holen. Denn die Frau Baronin lag zu Bett. Seit Cäcilies Geburt, kränkelte sie, und die lange, anstrengende Reise mit dem überlauten Empfang hatten das Uebrige getan. Schon zu Mittag war der Arzt da, ein noch junger Mann mit guten Manieren und einer glücklichen Hand. Er fand keinen Grund zur Beunruhigung. Es war nur eine nervöse Ueberreizung, nichts weiter. Er verordnete absolute Ruhe, versprach, eine Medizin zu schicken, und Daniel Zpuppad fuhr ihn wieder nach Zdurotschin zurück. Er brachte auch den heilenden Trank.

Und Doktor Bielschowsky behielt recht. Die Frau Baronin konnte sich bald wieder erheben, wenn das Krankenzimmer sie auch nicht gestärkt hatte. Sie machte in ihrer Hinfälligkeit den Eindruck, als hätte sie ihre gesamte Lebensenergie an ihre kleine Tochter gegeben, die lebhaft durch das Haus und den Garten jagte und sich immer enger an Hedwig schloß.

Fritz von Winkelberg umgab seine Frau mit aller Sorgfalt und Liebe, deren sie bedurfte. Fast nie wich er von ihrer Seite. Als sich der Mai seinem Ende zuneigte, führte er sie zum erstenmal in den Park, hielt mit ihr Ausschau in das Gelände und zeigte ihr seine Heimat.

„Gefällt es dir hier?“ fragte er sorgsam.

„Weil ich bei dir bin!“ flüsterte sie schwach, denn die Einsamkeit und Fremdheit der Landschaft ängstigten sie.

Da schloß er sie fest in seine Arme und führte sie ins Haus zurück. Und sie erholt sich zusehends. An seiner Liebe richtete sie sich auf, seine Sicherheit stößte ihr allmählich Mut und Selbstvertrauen ein. Sie begann sich in der Fremde zurechtzufinden, suchte mit seiner Hilfe ihre leisen Schönheiten und sanften Reize und wagte sich endlich an seinem Arme in die Wirtschaftsgebäude. Doch dem großen Betriebe war ihre Kraft nicht gewachsen. Lieber erging sie sich im

Part, der zwar nicht sehr groß, aber dicht und hoch bewachsen war. Rauschige Winkel, wo man träumen, und stille Grasplätze, worauf das Auge wunschlos ausruhen konnte, barg er in seinem Frieden.

Frei von Winkelberg sah mit stiffer Freude, wie sein liebes Weib auflebte, und küßte ihr dankbar die bleichen Lippen, bis sie sich röteten. So träumten sie noch einmal den Traum ihrer ersten Liebe und kümmerten sich nicht um die Welt. Cäcilie störte sie nicht, sie war von morgens bis abends an Hedwigs Seite, lief mit ihr durch die Ställe, über den Hof, durch die Gärten und über die Felder und lernte jeden Tag hundert deutsche Worte, ohne daß sie es merkte.

Eines Abends, als Frei von Winkelberg mit seiner Gattin wieder durch den Part schritt, erblickte sie plötzlich ein niedriges, dunkles Kuppeldach, das sich fast ängstlich hinter ersten Zypressen und dunklen Lebensbäumen versteckte. Sie sah es jetzt zum ersten Male.

„Was ist das?“ fragte sie erschreckt und schmiegte sich furchtsam an ihn.

„Die Gruft!“ erwiderte er und wollte umkehren.

„Da ruht dein Vater?“ rief sie leise.

„Und meine Mutter!“ sprach er dumpf.

„Komm!“ flüsterte sie bang, preßte ihr Antlitz an seine Brust, und er fühlte, daß sie schauderte.

Er umfing sie innig und führte sie zurück.

Von der Terrasse flatterte ihnen das helle Zauchzen Cäciliens entgegen, die dort mit Hedwig Ball spielte.

„Dort ist das Leben!“ sprach die blasser Frau verzagt und blieb stehen.

„Und wir wollen leben!“ rief er mutig, und in seiner Stimme lag der Klang einer frohen Zuversicht.

„Leben!“ flüsterte sie und schlang ihre weißen Arme um seinen Nacken. „Ja, leben will ich! Für dich! Du wirst nächstes Jahr einen Erben haben!“

Da verschloß er ihr den Mund mit einem langen Kusse.

Moritz Cassels Obstbäumchen blühten zuletzt, weil sie noch nicht lange genug im Boden standen. Ueberhaupt sah der Garten ein wenig dünn aus. Doch das würde sich schon mit den Jahren geben! Der Kunstdünger des alten Abraham tat wahre Wunder, besonders bei den Beerensträuchern und auf den Gemüsebeeten. Dort wuchs es, was es wachsen konnte. Auch die frischen Spargelpflanzen regten sich fleißig. An dem Pflanzspalier war zwar nur eine einzige Blüte hängen geblieben, und auch die sah aus, als wenn sie bald abfallen wollte, doch das verdroß Moritz Cassel ganz und gar nicht. Die Kraft der Bäumchen schoß um so mächtiger ins Holz. Er hatte augenblicklich ganz andere Sorgen, denn er wartete auf seinen ersten Bienenschwarm. Aber der wollte nicht kommen, obgleich die Frühjahrbrut längst ausgelaufen war und die beiden Körbe von Bienen überquollen. Den ganzen Sonntag stand Moritz Cassel auf der Wacht, ohne Erfolg. Er verlängerte die Frühstückspause am Montag um zehn Minuten. Dann mußte er doch ins Schulzimmer zurück, um den Kindern die Geschichte vom Erzvater Jakob zu erzählen. Dabei dachte er fortwährend an seine Bienen, die man vom Klassenzimmer aus nicht beobachten konnte, denn dessen Fenster führten auf die Straße. Aber Fürsttegott Fritschler, der eben mit seinem klapperdürren Gaul vorbeilenkte, zeigte plötzlich mit der Peitsche nach dem Garten, schrie etwas, streckte den abgekehrten Hals durch das offene Fenster und grinste.

„Herr Lehrer, die Bienen schwärmen!“

Moritz Cassel gab den Kindern im Hui ein paar schriftliche Aufgaben und stürzte Hals über Kopf in den Garten. Um das Bienenhaus schwirrte eine dunkelstönende Wolke. Und kaum machte sie Kiene, sich an dem hohen Birnbaum des Nachbargartens anzulegen, fauste aus dem andern Korbe ein zweiter Schwarm, der sich noch höher anlegte. Aber Moritz Cassel holte sie beide herunter und sperrte sie ohne Unfall, ein paar Stiche abgerechnet, in die bereit gehaltenen Wohnungen. Die Schulkinder, denen das Klassenzimmer ein unerquidlicher Aufenthalt war, saßen inzwischen auf dem Gartenzaun als dritter Schwarm. Schulrat Hupfer hatte schon recht: Moritz Cassels Disziplin ließ viel zu wünschen übrig! Den Kindern schien das Zuschauen, wie die Schwärme eingefangen wurden, wichtiger zu sein, als das Abschreiben. Als Moritz Cassel nach einer halben Stunde ins Klassenzimmer zurückkehrte, gab es eine strenge Untersuchung und kräftige Verwarnungen. Aber sie aimaen nicht so tief, um

sitzen zu bleiben, denn der Prügelsteden fehlte noch immer im Inventarium.

Noch zwei Schwärme kamen, dann setzte die Kapstracht ein, und die Bienen hatten genug zu tun, den Segen zu bergen. Jetzt, im Juni, war es eine Lust, durch die Felder zu schweifen, in den Wald hinein mit seinem würzigen Dufte, seltene Blumen zu suchen und das Leben der großen und kleinen Tierwelt zu belauschen. Und jeden Sonntag-nachmittag marschierte Moritz Cassel, mit seinen Schulkindern aus dem Dorfe hinaus und kehrte erst gegen Abend zurück.

Und da traf er einmal mit Hedwig zusammen, die an einem solchen Abend in der Jasminlaube hinter der Weißborndede saß und in den Glanz der sinkenden Sonne schaute, der reif und schwer wie Erntegarben auf dem dunklen Kranze des Walbes lag.

„Guten Abend Herr Cassel!“ rief sie und sprang auf. „Wollen Sie nicht ein bißel hereinkommen?“

Moritz Cassel entließ die Kinder, Zungen und Mädchen, die sich um ihn drängten, um ihm zum Abschied die Hände zu schütteln, und trat in die Laube. Hedwig machte ihm bereitwillig Platz, indem sie ihre Handarbeiten wegräumte, und sie begannen zu plaudern. Wenn Moritz Cassel seine Schulkinder durch die Felder geführt hatte, war er stets noch gesprächiger als er von Natur aus schon war, und Hedwig konnte sich bald auf das bloße Zuhören beschränken.

„Lehrer sein, wär schon ganz schön!“ meinte er weise.

„Wenn man nur die nötige Freiheit hätte. Aber die Unmasse Verordnungen und Verfügungen, die einen auf Schritt und Tritt bedrohen. Da sitzen die hohen Herren am grünen Tische und heben sie aus. Was anderes haben sie ja nicht zu tun, diese Juristen und Theologen, die keinen Schimmer davon haben, wo uns Lehrer der Schuh drückt. Wenns mir nachginge, ich würde jeden Regierungsrat auf drei Jahre in eine einlässige Dorfschule stecken.“

Hedwig ließ die fleißigen Hände ruhen, beugte sich vor und hörte ihm aufmerksam zu.

„Ist es nicht ein Blödsinn!“ fuhr er eifriger fort, „im Sommer die Kinder ins Schulzimmer zu sperren. Warum nicht im Freien Schule halten? Da kommt aber so ein Superkluger und verfügt: Durch die Umgebung werden die Kinder abgelenkt! Kann es eine bessere Umgebung geben als die Natur! Und wenn die Kinder schon abgelenkt werden, dann kommt es eben nur davon, daß die Natur und das Leben viel interessanter ist als der tote Lernstoff, mit dem man seinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken kann. Und das ist das Aergste! Borige Woche habe ich den Kindern die Geschichte vom Erzvater Jakob erzählen müssen. Sie steht auf dem Lehrplan. Gerne hab ichs nicht getan. Denn dieser Jakob ist der Erzvater der Lügenhaftigkeit und des Betrugs. Aus diesen alten Judengeschichten soll man dann noch sittlich religiöse Wahrheiten ableiten. Ist das nicht bodenlos dumm. Ein Kerl, der schwindelt, trägt und stiehlt, der heutzutage einfach eingesperrt werden müßte, wird den armen Kindern als leuchtendes Beispiel vor Augen geführt. Und der Jakob ist nicht der einzige.“

„Ja!“ sprach Hedwig und nickte zustimmend. „Ich hab diese alten Geschichten alle schon vergessen!“

„Da haben Sie den Beweis!“ rief Moritz Cassel triumphierend. „Was für einen Zweck hat es, durch solche Dinge das Gedächtnis zu überlasten? Und die Folge davon ist, daß die Kinder in Palästina besser Bescheid wissen als in ihrer Heimat. Die Schule ist eine Strafanstalt. Und das würde schon Sinn haben, wenn das ganze Leben eine Strafe wär. Aber das ist es nicht. Ich freue mich, daß ich lebe! Und wenn sie mich zehnmal bei der zweiten Prüfung durchfallen lassen, ich geh doch nicht in den Schwedenteich!“

„Nein!“ rief Hedwig, indem sie ihm die Hand reichte. „Ich habe von Ihnen nichts anderes erwartet.“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Obstkultur.

Von Jahr zu Jahr spielt in dem Haushalte jeder Familie das Obst eine immer größere Rolle. Der Konsum steigert sich stets mehr und mehr, die Kunst des Konservierens, des Einmachens und Einkodens des Obstes ist nicht mehr beschränkt auf die Konservenfabriken, es wird vielmehr in fast jedem Haushalte im Herbst eine ganze Menge der verschiedensten Obstsorten konserviert, um im Winter auf den Tisch zu kommen. Noch größer aber ist die Menge der Äpfel, die im Keller für den Winter aufbewahrt

werden. Man hat den Wert des Obstes für die Gesundheit des Menschen allgemein erkannt, und bei dem diesjährigen Mangel an Gemüse aller Art ist das Obst ein sehr geschätzter Artikel im Haushalte jeder Familie. Es dürfte daher von allgemeinem Interesse sein, einmal die Kulturgeschichte des Obstes etwas eingehender zu verfolgen.

Die Baumzucht war in der Urgeschichte der Menschheit ein wichtiger Schritt auf dem Wege zu seinen Niederlassungen, erst durch die Baumzucht und mit ihr wurde der Mensch vollständig ansässig. Der Uebergang vom unstätigen Hirtenleben zur festen Ansiedlung ist nirgends ein plötzlicher gewesen, sondern führte immer durch zahlreiche Zwischenstufen hindurch, auf denen die Völker oft Jahrhunderte lang verharren. Der herumziehende Hirte besaß städtig ein Stiel Land, das er im Herbst ebenso städtig aberntet, er wählt im nächsten Frühjahr ein anderes, das er abermals liegen läßt, nachdem er ihm den Raub abgenommen. Hat die Horde sich an einem besonders fruchtbaren Fleck mit ihren leichtesten Häusern festgesetzt, so ist doch auch hier nach einigen Jahren der Boden erschöpft, die ganze Gemeinschaft bricht auf, läßt alles Bewegliche auf ihre Tiere und Wagen und baut sich an einem anderen Orte wieder an. Auch wenn die Ansiedlung eine stetige geworden ist, so ist doch der Begriff des individuellen Eigentums am Boden noch nicht vorhanden, da Acker- und Weideland gemeinsam sind und jedes Jahr von neuem an die einzelnen Genossen verteilt wird. Einen bedeutungsvollen Schritt weiter bezeichnet schon die Winteraart, den entscheidenden aber die Baumzucht; denn mit ihr entsand der Begriff des Eigentums und das Gefühl der örtlichen Heimat. Um den Weinberg, um den Obstgarten wird eine schützende Hecke gezogen, das Zeichen vollen Eigentums. Der Pflanzler leitet die Quelle aus den Bergen herab und um seine Beete herum, und dadurch verteidigt er sich mit seiner Nachbarn in Eigentums- und Rechtsfragen, die nur durch eine feste politische Ordnung gelöst werden. Schon eine der ältesten politischen Urkunden, der Bundeseid des delphischen Amphiktionens, enthielt die Bestimmung, daß keiner der verbündeten Städte das stiehende Wasser darf abgeschnitten werden, weder im Frieden noch im Kriege. Auch das Haus, das von Fruchtbaumgruppen umgeben ist, wird auf Jahre berechnet und daher aus Stein erbaut und im Innern ausgeschmückt, selbst die Götter werden edler. Der Hirte, der gewohnt ist, tierische Leiber aufzuschneiden, und dessen Poesie in der Vorstellung gräßlicher, mit der Steinart aufgerissener Wunden schweigt, er opfert blutig und roh, der Ackerbauer opfert der Ceres Weizn und Salz, Kränze und Kuchen, aber erst der Wein machte den harten Ackerbauer mild und heiter und zu dramatischen Spielen aufgeleitet, die Olive, der Baum der Äthene, endlich wurde das Symbol des Friedens. Mit der Baumzucht freilich wurden auch die Kriege furchtbarer, weil die Zerstörung mehr Gegenstände fand. Die Hirtenvölker konnten sich mit ihren Herden hinter ihre Wälder und Sümpfe zurückziehen, wie es die Russen 1812 noch machten, indem sie der Entfernung, der Wildnis und dem Klima die Verteidigung überließen; wo aber die Menschen in festen, dauernden Häusern unter Weinstöcken, Öl- und Feigenbäumen wohnen, da kann ein grausamer Feind ein Land auf Menschenalter hin verwüsten, wovon uns die Geschichte aller Zeiten genug Beispiele zu berichten weiß.

Mit der Einführung der Kultur des Obstbaumes war der Mensch sofort auch darauf bedacht, die Bäume und Früchte zu veredeln und zu vervollkommen. Die Obhut und Pflege der Bäume war bei den alten Griechen zu Homers Zeiten den Schwachen und Greisen anvertraut. Die Römer verwandten zu diesen Arbeiten semitische Sklaven, die für das Kriegshandwerk nicht geeignet waren, aber durch Arbeitsamkeit und Ausdauer die Obstkultur bedeutend förderten. Blickt man auf die lange Reihe von fruchttragenden Bäumen, mit denen Italien zur Zeit seiner höchsten Macht sich bereicherte hatte: edle Äpfel und Birnen, Feigen und Granaten, Quitten und Mandeln, Kirschen, Pfirsiche, Maulbeeren, Pflaumen, Pistazien usw., so staunt man nicht über die Aussage Varros, Italien sei ein großer Obstgarten. Diese Umwandlung hatte aber dieselbe Zeit gebraucht, wie die Umwandlung Roms zum Zentrum von Italien und Italiens zur Herrschaft der Welt. Die Älteren Griechen kennen die Halbinsel noch als ein Land, das im Vergleich mit ihrem eigenen und dem Orient noch einen nordischen Charakter trug und dessen Produktion hauptsächlich in Getreide, Holz und Vieh bestand. Den zinnischen Wald bei dem heutigen Biterbo nördlich der Campagne beschreibt Livius nach der Zeit Alexanders des Großen noch so schrecklich, wie nur die von den Römern später betretenen Wälder Germaniens. An die Stelle solcher Wildnis war eine Waldung orientalischer Obstbäume getreten, und die Vermittler dieser Umwandlung waren zum größten Teil syrische Sklaven, die bald die im Orient von frühe an übliche Behandlung der Tiere und Pflanzen, die Entmannung, die Circumcision und Bastardzeugung, sowie das Aufstutzen der Bäume und die Vermischung der Fruchtarten durch Impfen und Pfropfen auch in Italien einfuhrten und verbreiteten. Die geistlichen erzeugten Monofititäten, die sorgfältig bewahrten Naturspiele, die Kunstleien mit der Kraft des Wachstums, dies alles war nur derselbe Trieb in seiner Ausartung, der die Olive und den Dattelbaum ursprünglich fruchttragend gemacht und die Kaprififikation der Feige, die Fällung der Rosen und Viofen erfunden hatte. Bald wurden die hohen Bäume in Zwerggestalt und die zarten Früchte in Riesen-

gestalt hervorgebracht und die Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit der Früchte immer mehr gesteigert.

Das Obst verbreitete sich nicht bloß in Italien, wo es noch bis auf den heutigen Tag auch in der Familie des Armen ein notwendiger Bestandteil des täglichen Mahles ist, sondern es ging auch hoch über die Alpen in das mittlere und westliche Europa hinüber, wo das Klima bei entsprechender Einsicht und Tätigkeit des Kulturmenschen diese Zucht noch erlaubte. Frankreichs Boden und Himmel erzeugt jetzt das allerfeinste Obst, England hat auch in diesem Zweige die Kultur aufs höchste getrieben, und dem Beispiel dieser Länder folgt jetzt Deutschland nach, es operiert durch zweckmäßige Wahl und Pflege und sucht für den jeweiligen Standort die ihm zuzugende Frucht. Was eine sorgsame Pflege und Zucht in der Obstkultur im Freien auch bei uns in Deutschland zu leisten vermag, darüber erstaunt man, wenn man z. B. den Obstgarten der königlichen Lehranstalt für Obst- und Weinbau in Geisenheim im Rheingau oder den herrlichen Garten des Hauses „Montepos“ des vor einigen Jahren verstorbenen Freiherrn von Labe ebendasselbst besucht, wo als Erfolg gärtnerischer Kunst alle denkbaren Formen des Obstbaumes mit den edelsten, vollkommensten Früchten unsere alle Bewunderung hervorgerufen. Menthalben geschieht jetzt bei uns in Deutschland viel für den Obstbau, fast jede Provinz hat ihre Obstbauschule, jeder Kreis einen Obstbautechniker, der den Obstzüchtern, die meist in Vereinen zusammengeschlossen sind, beratend zur Seite steht und durch Vorträge zur Verbreitung der Obstkultur anregt; es werden Obstausstellungen veranstaltet, es entstehen Musterobstgärten, die Straßen werden mit Obstbäumen bepflanzt, die fast alljährlich bei den Obstwerstegerungen im Herbst gute Erträge bringen. Immerhin aber ist die Einfuhr von Obst in Deutschland noch sehr groß. Es ist daher sehr ratsam, immer mehr Obstbaumstücke mit guten, dem Boden und dem Klima entsprechenden Sorten anzulegen, auch im Garten und Hof jeden freien Platz mit einem Obstbaum zu bepflanzen. Die Länder, in denen der Krieg sich abspielt und noch weiter abspielen wird, werden ihrer Obstbäume zum größten Teil beraubt, das wird nach dem Krieg einen Mangel an Obst hervorrufen, und durch die vermehrte Nachfrage wird die Preisbildung für den Obstzüchter günstig beeinflusst werden.

Gr.

Japanischer Riesenrettich.

Die Knappheit und Teuerung der Lebensmittel führt in Frankreich zu allerhand Vorschlägen, wie der Ertrag des Bodens besser ausgenutzt und dem Gemüsehau neue Olfquellen zugeführt werden könnten. Man kommt dabei auf eine Anregung zurück, die bereits vor vielen Jahren erörtert wurde, aber heute, in der durch den Krieg geschaffenen schwierigen Lage neue Bedeutung gewinnt. Es handelt sich dabei um die Einführung eines neuen Gemüses von seltenem Nährwert, die das „Bulletin agricole de l'Algérie“ lebhaft befürwortet. Es ist der „Daikon“, der japanische Rettich, also keine „feindliche“, sondern sozusagen eine „verbündete“ Pflanze, deren ungeheures Wachstum als eine Art „von organischem Großwuchs“ bezeichnet wird. Mit vier oder fünf Pflanzen einer besonderen Art auf den Quadratmeter ist man imstande, eine Ausbeute von ungefähr 600 000 Kilo pro Hektar zu erzielen, ein Ertrag, der wirklich verheerungswoll genug ist. Schon die Ausbeute von 100 000 Kilo wäre ja für die Landwirtschaft sehr vorteilhaft. Die Rübe, die kaum einen Ertrag von 15 000 oder 20 000 Kilo pro Hektar bringt, würde durch den Daikon in den Schatten gestellt werden. In Frankreich sprach man schon zum ersten Male von dem Daikon. Ein Gärtner in Montreuil-sous-Bois wollte ihn einführen. Aber die Versuche, die zu ungünstiger Zeit vorgenommen wurden, ergaben schlechte Resultate, und man gab daher die Anpflanzung des Daikon auf. Spätere Versuche waren erfolgreicher, ohne doch bisher zu einer Daikon-Anpflanzung in größerem Stil zu führen. Es gibt drei oder vier verschiedene Arten von Daikons. Die in der Küche verwendeten sind die größten. In Japan will man sie mindestens 8 oder 10 Kilo schwer haben. Von den verschiedenen Arten dieser Riesen-Rettiche hat der Nérima eine Wurzel von maßloser Länge und erinnert an eine Schlange. Er wiegt 7 bis 10 Kilo und hat sehr zartes Fleisch. Der Sakura-Nirra ist dagegen sehr kurz, sein Anbau erfordert nur geringe Mühe, man ist ihm sehr viel, und er ist am ergiebigsten, denn er trägt 600 000 Kilo pro Hektar. Der Daikon, der neben Getreide, Hafer, Erbsen und Bohnen in Japan sehr viel angebaut wird, enthält keine Fettstoffe, aber ein wenig Stickstoff, etwas Cellulose und Stärke; er hat einen doppelten Nährwert wie die Rübe und ist als Futtermittel der Mohrrübe und Kartoffel gleichzustellen. Die mit Daikon gefütterte Kuh gibt fettes, schmackhaftes und reichliches Milch. In China und Japan wird der Rettich von November bis April geessen, er gilt für besonders gesund, und ein Sprichwort besagt, daß zur Daikonzeit Arzt und Apotheker wenig zu tun haben. Er wird gewöhnlich nicht roh, sondern gekocht verzehrt, außer wenn er als Vorgericht gereicht und dann in Scheiben oder als Salat serviert wird. Man ist ihm auch gefaselt, mit Weis oder Fisch. Für europäischen Gebrauch empfiehlt ihn das „Bulletin agricole“ in Salzwasser gewaschen und in Stille geschnitten. Er soll eine Beilage zum Fleisch sein oder auch als Püree gegeben werden. Der Geschmack ist schwer bestimmbar, aber angenehm. Es eignet

sich jeder Erdboden für die Anpflanzung, und in Europa kann eine Futterpflanze wie der Dais, wenn er hält, was er verspricht, Erfolg haben, und dem Riesen-Rettich bald einen hervorragenden Platz unter den Nahrungsmitteln verschaffen.

Vermischtes.

* Wie Kaiser Wilhelm I. zum ersten Male die Wacht am Rhein hörte. Der Krefelder Musikdirektor Karl Wilhelm hat in einer glücklichen Stunde im Jahre 1854 die Melodie zu dem Liede seines Freundes Schneckenburger gefunden; aber zunächst kümmerte man sich nur wenig darum. Denn noch weniger als im übrigen Deutschen Reich gilt am Rhein der Propheet etwas im Vaterlande. Zudem suchte man über den guten Karl Wilhelm die Melodie: „Was konnte der wohl zustande bringen, — der trau' ja.“ Das war freilich wahr, aber es hinderte den waderen Johann Friedrich Eichhoff, der, ein Schüler und Freund Ludwig Erds, seit einer Reihe von Jahren dessen Stellung als Musiklehrer am Lehrerseminar in benachbarten Mädes bekleidete, nicht, mit eifrigem Musikerkunststuck sofort zu erkennen, welcher Schatz in dieser Melodie für den Männergesang zu heben war. Er war selbst nicht nur ein Kenner, sondern auch ein Könner. Dafür zeugt heute noch die Melodie zu Beckers „Rheinlied“, die wir dem Mädeser Musiklehrer verdanken. Dieser also war es, der am 10. September 1861, als Wilhelm I. sich als neu gekrönter Herrscher den Rheinländern, die noch wenige Jahre vorher nichts von ihm hatten wissen wollen, vorstellte, ihm das Schneckenburger'sche Lied und die Karl Wilhelm'sche Komposition gewissermaßen als den Ausdruck der rheinischen Volkstimme vorstellte. Er zog mit seinem gut geschulten Chor junger Seminaristen nach Schloß Benrath, wo der König beim Bringen von Hohenzollern Quartier genommen hatte. Auf dem Hofe des alten Parochschloßchens erklang, unter der begeisterten Leitung Eichhoff's, zum ersten Male an das Ohr des Monarchen, der ein Jahrzehnt später seine Erfüllung in stolzer Freude erleben sollte, das Gedicht:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.*

* Von der Herstellung des Eisernen Kreuzes. Das Eisene Kreuz, der schönste Ehrenpreis, den der Krieg unseren Selben spendet, wird heute nicht mehr in derselben Weise hergestellt wie sein Vorgänger in den Jahren 1813 und 1870. Die Fortschritte der modernen Technik haben auch die Erzeugung dieser Kriegsauszeichnung umgestaltet, und ganz besonders kommt dabei jetzt die Elektrizität reichlich zur Verwendung. Die Kreuze werden nicht etwa gegossen, sondern mit Hilfe kräftiger Stanz- und Prägemaschinen aus Eisenblech verfertigt. Nach dieser Rohbearbeitung werden sie einer Prüfung unterzogen und kommen sodann in die Silberfärberei, wo die Arbeit vollzogen wird und wo sie mit dem schmalen Silberrande versehen werden. Schließlich geben Frauenhände dem silbernen Kreuzrande mit elektrisch betriebenen Schleif- und Polierapparaten den letzten Schliff.

* Als Marschallstab. Unsere Befestigungsarbeiten waren vollendet, so erzählt uns ein Mitarbeiter aus Belgien, die Feldbefestigungen wurden frei für die Schützengräben. Etwa 500 Mann traten wir morgens an, alle voll Freude, daß wir nun endlich an den Feind kommen sollten. Die Sonne leuchtete, die Musik spielte, brausend klang unser Gesang. Da trat plötzlich unser Oberst vor die Front und hielt eine begeisterte Rede auf das Vaterland. Für Deutschland sollen wir uns jetzt schlagen und sollen uns gut schlagen. Dem Mutigen gehört im Felde mehr als anderswo die Welt, rief der Oberst, daran sollt ihr denken. Auch heute zitt noch das Wort Napoleons: Jeder Soldat trägt seinen Marschallstab im Tornister.

Wir küßten unsere Herzen höher schlagen, wir sehen uns also schon Feldentaten vollbringen, das Eisene Kreuz erster brante auf unserer Brust. Nur in dem Gesichte meines Nebenmannes, eines biederen Medlenburger's, veränderte sich keine Miene. Ihm schien die Welt in diesem Augenblicke entschieden für seine Begriffe romantisch. Seine Augen schienen sich in den realen Inhalt seines Tornisters zu vertiefen. Er traute offenbar seinen Augen mehr als allen anderen Beweisen der Welt. Unser Oberst sah diese seltsame Unbewegtheit. Er trat, als unser Durra verklingen war, auf meinen Nebenmann zu und fragte freundlich: „Also, mein Lieber, was tragen Sie nun in Ihrem Tornister?“ Der Medlenburger sah den Oberst fest und treu an und dann sagte er mit drohnender Stimme: „Feldstücke, Herr Oberst!“

* Die Mongolen in Rußland. Unter dem Völkergemisch, das Rußland in seinem Innern birgt, und dessen Typen in unseren Gefangenlagern in reichlicher Fülle aufstehen, stehen nach dem Hauptvolf, den Russen slavischer Abstammung, die mongolischen Völker gleich in zweiter Reihe. Sie gliedern sich, wie Prof. Herzberg im Geographischen Anzeiger ausführt, in die Finnen, Türken und eigentlichen Mongolen. Die Finnen ihrerseits zerfallen in Ost- und Westfinnen. Letztere werden von den Esten und Finnländern repräsentiert. Es sind dies die einzigen Völker, die dank deutscher Kulturarbeit zu Kulturvölkern aufgestiegen sind. Von den echten Mongolen unterscheiden sie sich in ihrem Habitus, der an germanische Elemente erinnert. Durchaus mongoloid sind Lappen und Samoieden. Ostfinnen finden wir an der Wolga in den Wolgafinnen, den Stämmen der Tscheremissen

und Mordwinen. Zu den Ostfinnen gehören auch, obgleich sie bisweilen eine türkische Sprache sprechen, die Botjaken im Kamagobiet, die Permianer, Syrjanen und Bogulen. Eine zweite große mongolische Gruppe bilden die verschiedenen türkischen Völker, die als Tataren bezeichnet werden. Sie sind mohammedanischer Religion. Bekanntlich haben die Tataren im Mittelalter Rußland erobert. Heute sind sie als nächste Russer und Kestner in Rußland beliebt. Auch die Baschkiren, die sich von der Kama bis zum Ural ausdehnen, sind türkisch-finnischer Abstammung, während die Kirgisen mongolischen Typus aufweisen, der sich bei den Kamücken zu echt mongolischer Pöhllichkeit steigert. Erst seit dem 17. Jahrhundert in Europa eingedrungen, sind sie noch Buddhisten. Ihre Bevölkerung nimmt durch Krankheit und wirtschaftliche Notlage stetig an Zahl ab.

Büchertisch.

— „Der Völkerrkrieg.“ Jedes Volk hat seinen nationalen Charakterfehler; bei den Franzosen ist es die Unwahrhaftigkeit, bei den Engländern die Unverschämtheit. Im Kriege, wo die entsetzteste Leidenschaft die inneren Werte und Umverte der Völker hemmungslos nach außen kehrt, zeigt sich ihre Nationaluntugend am unverhülltesten. Wir begegnen ihr z. B. auf Schritt und Tritt, wenn wir — wie uns dies in den Heften 29 und 30 der Kriegszeitung „Der Völkerrkrieg“ (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart, Preis pro Heft 30 Pfg.) ermöglicht wird — die inneren Verhältnisse Frankreichs und Englands während des ersten Kriegshalbjahres eingehender betrachten. Ob man mit wachsender Empörung den vor allem auf die öffentliche Meinung der neutralen Länder berechneten Bericht der französischen Untersuchungskommission über die Verletzung der Menschenrechte durch die Deutschen liest, ein von bewußten Verleumdungen freijendes Nachwerk, oder die theatralischen Ministerreden und Präsidententelegramme, ob man die Kunst des französischen Finanzministers bewundert, aus Papier — um mit Dr. Pöfcherich zu sprechen — wieder Papier zu machen, ob man über das Treiben der Lebewelt in der Kriegshauptstadt Bordeaux den Kopf schüttelt oder die naive Verblendung französischer Kleinstädter belächelt, die trotz der Besetzung ihrer Stadt durch die Deutschen immer noch behaupten, diese seien hier geschlagen worden; stets verblüfft verleihe bedauerliche Mangel an Wahrheitsmut. Die beiden Hefte des „Völkerrkriegs“ geben ein anschauliches und geschlossenes Bild von den innerpolitischen Zuständen bei unseren Gegnern; vorzügliche Bildnisse der feindlichen Oberführer und Staatsmänner sind beigegeben. Den Abschluß des 30. Heftes bildet eine interessante Schilderung des „Krieges der Intellektuellen 1914“.

— Der Krieg mit Italien hat das Interesse des Publikums dem neuen Kriegsschauplatz im Süden zugewendet, und die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ (Verlag J. J. Weber) weiß diesem Interesse in der neuesten Kriegszusammenfassung 44 Rechnung zu tragen. Der in ganz Tirol vergötterte Oberkommandierende der gegen Italien operierenden österreichisch-ungarischen Streitkräfte, Generaloberst Erzherzog Eugen von Oesterreich, wird uns in einem gangfertigen Bilde nach einer meisterhaften Radierung von E. Deermann vor Augen geführt. Hans Treiber zeigt in einer lebendigen Zeichnung eine österreichische Gebirgspatrouille, die einer in Südtirol vorrückenden Abteilung italienischer Alpini aufkauert. Alex Richter schildert in einer anderen Zeichnung den ersten Erfolg der österreichisch-ungarischen Flotte im Kampfe mit italienischen Torpedobootszerstörern. Weitere Bilder haben das von österreichischen Fliegern bombardierte Arsenal in Venedig, die unter Feuer genommene italienische Adriastadt Ancona, sowie Ansichten von Trient und Triest zum Gegenstand, um deren Besitz der Krieg vom Jaume gebrochen wurde. Der schändliche Treubruch Italiens wird in dem Leitartikel „Der welche Verrat“ von Dr. Hermann Diez mit scharfen Worten gegeißelt und darin zugleich das Verhältnis Italiens zu Deutschland historisch gewürdigt. Auch sonst enthält die Nummer eine Fülle interessanter Bilder und Textbeiträge. Von den Artikeln verdienen „Der Wettstreit zwischen Ochschoß und Panzer“ von Prof. Wolf Keller und „Welche Pflanzenrohstoffe können uns die besetzten Teile im Westen und Osten liefern?“ von Prof. Udo Dammer besondere Aufmerksamkeit und Beachtung.

Silbenrätsel.

a, an, ber, bri, ch, d, den, go, he, hem, mai, na, nar, ne, so, ses, sil, t, ti.

Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen sechs Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen den Namen eines bekannten Märchendichters ergeben. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter der Reihe nach folgendes: 1. Eine Inselgruppe; 2. Feldin einer griechischen Tragödie; 3. Ostfriesischen Feldherrn; 4. Ein Metall; 5. Arbeitsames Tierchen; 6. Ein Kleidungsstück. (Auss. in nächster Nr.)

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:
Weiß. 1. D d 1 n. d 2 + Schwarz. T a 2 n. d 2.
2. T c 3 — e 3. beliebig.
3. T oder L gibt Matt.